

Entwicklungen feministischer Politiken

Ausgabe Nr. 7, 07. Juli 2011



Nachdem wir uns vor einem Monat in unserer fünften Ausgabe zu [Fem\(me\)-ininitäten](#) einem speziellen Aussichtspunkt queerer Politiken gewidmet haben, fassen wir dieses Thema in der aktuellen Ausgabe etwas allgemeiner. Wir versuchen exemplarisch anhand dreier Rezensionen die Ab- und Entwicklungen (queer-)feministischer Politiken zu entwerfen, die sich im derzeitigen gesellschaftlichen Umgang mit der Thematik spiegeln. Der Fokus liegt dabei auf verschiedenen Bündnissen, die zur Ab- oder Entwicklung feministischer Politiken beitragen.

Zu Beginn geht Andrea Strübe dem Bündnis zwischen Kapitalismus und Postfeminismus in ihrer Rezension [Ist der Feminismus erledigt?](#) anhand des Buches *Top Girls* von Angela McRobbie nach. Es wird festgestellt, dass der Feminismus keinen bloßen backlash erlebt, sondern emanzipative Werte in das individualisierte und leistungsorientierte Spiel des Neoliberalismus eingeflochten werden, die jedoch keine wirkliche Emanzipation bedeuten, sondern Frauen in spezielle verwertungslogische Kategorien drängt. Das mögliche feministische Bündnis wird im Zuge dessen gründlich verneint und Solidarität verunmöglicht. Einer positiveren Entwicklung feministischer Bündnispolitik geht Heinz-Jürgen Voss in seiner Rezension [Pardon, wir hätten da mal was zu sagen!](#) nach. Die Besprechung des Buchs *Muslim Girls* von Sineb El Masrar fokussiert sowohl die Zuschreibungen der muslimischen Frau als unterdrückt und den Ausweg daraus, mit individuellen Lebensgeschichten stigmatisierter Muslimas der Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten. In der letzten [Schwerpunktbesprechung](#) wird anhand des Vortrags von Judith Butler vor dem CSD 2010 den Grenzen und Chancen queerer Bündnispolitik nachgegangen. Eugen Januschke fasst zusammen, dass queere Antikriegspolitik nach Butler ein großes Potenzial hat, den Tendenzen rassistischer Forderung nach Räumen entgegenzuwirken.

Unter den weiteren aktuellen Rezensionen findet sich dieses Mal zum einen die Rezension [Auf der Suche nach den Tatsachen! Gibt es die aber wie den Kiesel am Weg?](#) von Fritz Güde zu dem Buch *Die Ausgelieferten* von Per Olov Enquist. Die in diesem Faktenroman erzählte Suche nach den Vorgängen der Auslieferung baltischer Gefangener an die UDSSR schildert Güde als weniger den Fakten denn mehr der ausschweifend beschriebenen Suche gewidmet. Gabriel Kuhns Rezension [Anarchismus und Marxismus revisited](#) geht der *Begegnung feindlicher Brüder* nach und bescheinigt dieser einige konstruktive Möglichkeiten der Zusammenarbeit.

Aus dem Archiv fischten wir diesmal die Rezensionen [Maoismus](#) und [Barcelona. Ein Tag und seine Folgen](#) anlässlich zweier besonderer Daten. In der ersten Rezension reflektiert Fritz Güde eindringlich und biographisch anhand des Buchs von Henning Böke frühere und heutige Zugänge zum Maoismus, in der anderen wird Kaminskis Reportagenband als ein Buch gewürdigt, das es durchaus mit Enzensbergers *Der kurze Sommer der Anarchie* aufnehmen könne. Schließlich möchten wir noch darauf hinweisen, dass unsere nächste Ausgabe die letzte vor

unserer Sommerpause sein wird. Wir werden die Zeit der Sommerpause nutzen, um unseren Start auszuwerten und uns konzeptionell aufzufrischen. Anfang September wird dann wieder eine neue Ausgabe von kritisch-lesen.de erscheinen!

Und natürlich nochmal der Hinweis auf unseren Newsletter. Wer regelmäßig die aktuellen Infos über kritisch-lesen.de erhalten möchte, kann sich einfach in der Spalte rechts für den Newsletter eintragen – oder bei Facebook mit uns „befreundet“ sein.

So, und nun viel Spaß beim (kritischen) Lesen!

Ist der Feminismus erledigt?



Angela McRobbie

Top Girls

Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes

McRobbie analysiert in diesem Band die Abwicklung des Feminismus zugunsten einer neoliberalen Geschlechterpolitik, die Frauen erneut in strenge Kategorien verweist.

Rezensiert von [Andrea Strübe](#)

Frauen sind definitiv in der Arbeitswelt angekommen. Sie haben scheinbar den weiten Weg der Emanzipation von familiären Zwängen und dem Patriarchat gemacht und ihre Rechte auf eine geschlechtergerechte Gesellschaft verwirklicht. Und bis auf durchgängige Lohnunterschiede, die aber doch stets und ständig problematisiert werden, ist doch alles in Butter, oder?

Weit gefehlt! Allein die Tatsache, dass für gleiche Arbeit an Frauen weniger Lohn gezahlt wird, ist ein Skandal. Wird aber nicht als solcher behandelt. Und das gängige Familienmodell sieht immer noch die Mutter in der Hauptrolle, mittlerweile mit der zusätzlichen Belastung der Berufstätigkeit, in die schwer wieder hineinzukommen ist, wenn eine Erziehungspause eingelegt wurde. Und ständig hören wir von Diskriminierung am Arbeitsplatz oder sonst wo, Sexismen können immer noch und immer wieder ungestraft reproduziert werden und in vielerlei Hierarchien, die leider bestehen, sind immer noch die Männer ganz vorne. Und wo ist da jetzt die Geschlechtergerechtigkeit? Es wirkt vielmehr, als habe der antifeministische *backlash* sein Ziel erreicht.

Diese Erklärung reicht Angela McRobbie bei weitem nicht aus. In *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes* geht sie nicht von einer bloßen Rückdrängung feministischer Werte und Errungenschaften aus, sondern von einem Erstarken des Pseudo- oder Postfeminismus, in dem abgeflachte, feministische Werte stark nach neoliberalen Grundsätzen modifiziert werden. Dies macht sie nicht an einem bloßen Aufleben konservativer Geschlechtermodelle fest, sondern sieht eine neue Macht der Geschlechternorm verwirklicht. Frauen haben auf dem globalen Konsummarkt und in der Arbeitswelt einen wichtigen Platz eingenommen. Dementsprechend sollen sie in Politik, Wirtschaft und auf dem Markt als Leistungsträgerinnen und Konsumentinnen erreicht werden. Frauen „sind die privilegierten Subjekte des sozialen Wandels. Zu den Bedingungen dieser hohen Erwartungen seitens der Regierungen gehört jedoch, dass junge Frauen auf feministische Politik verzichten.“ (S. 37)

McRobbies Analyse des Postfeminismus beschäftigt sich vornehmlich mit den Machtwirkungen, die der neue Geschlechtervertrag in Zeiten des Neoliberalismus erzeugt. Sie konzentriert sich auf die Frage, wie dieser Vertrag, der ein neues Geschlechterregime hervorbringt, organisiert wird. Hierfür fokussiert sie vor allem popkulturelle Erzeugnisse wie Mode- und Frauenzeitschriften, zahlreiche Filme, Literatur und auf Frauen zugeschnittene Produkte, die sie als Medien versteht, die Frauen als explizit weibliche, leistungsorientierte Subjekte anrufen. Obwohl ihre Analyse auf Formaten aus Großbritannien fußt, ist eine Übertragung auf den deutschsprachigen Raum mühelos möglich.

Die Abwicklung des Feminismus

In der Transformation des Geschlechterregimes, so McRobbie, werden Frauen als erfolgsorientierte, leistungsstarke Subjekte konstituiert, die von zahlreichen staatlichen Institutionen (Kinderbetreuungsstätten etc.) profitieren und am wirtschaftlichen Erfolg der Gesellschaft partizipieren. Im postfeministischen Diskurs werden zahlreich individuelle Erfolgsgeschichten von Frauen erzählt, die mit Fleiß, Ehrgeiz und dem richtigen Selbstmanagement ihre Biographie optimieren. Diese *Aufmerksamkeitsräume*, wie McRobbie die Repräsentationen nennt, stellen eine bestimmte, regulierende Präsenz her, die das Optimum der Weiblichkeit vorführt. Hier wird aus der *Möglichkeit* zum Erfolg von Frauen eine Geschlechtergerechtigkeit abgeleitet. Frauen können durch das Einhalten gewisser Regeln und der Arbeit am Selbst alle Vorzüge der neoliberalen Ordnung genießen. Insofern scheint die feministische Forderung nach Gleichberechtigung erfüllt, der Feminismus wird für nicht mehr notwendig erklärt. McRobbie führt hier ein, was sie als „Abwicklung des Feminismus“ (S. 40) bezeichnet. Sie verfolgt die These, dass „bestimmte Elemente der zeitgenössischen Populärkultur die Errungenschaften des Feminismus untergraben und zersetzen.“ (S. 31) Dem Feminismus werde Rechnung getragen, er sei ein immer wieder vermittelter Anspruch, doch um die Lücke zwischen sozialkritischen Forderungen und Realität zu überspielen, müsse er als erfüllt und überholt betrachtet werden. So werde er einerseits als Bezugspunkt für angebliche Liberalisierung gewählt, andererseits geschehe dies nur mit dem Vermerk, dass dies ja schon geschehen sei und weiterhin formulierte feministische Forderungen deshalb als übertrieben radikal gelten können. Durch das Image des Feminismus als Domäne *lesbischer Mannsweiber* wird dieser als nicht mehr zeitgemäß und befremdlich identifiziert. Wo Frauen doch jetzt die Freiheit haben, ihre Entscheidungen selbst zu treffen, brauchen sie den lästigen Feminismus nicht mehr, schon gar nicht, wenn sie kultiviert wirken wollen.

Dass der Postfeminismus nicht als schlichter *backlash* betrachtet werden kann, begründet McRobbie mit dessen „doppelte[r] Verwicklung“ (S. 33), in der streng konservative Werte mit einer gleichzeitigen Liberalisierung der Wahlmöglichkeiten junger Frauen verwachsen. Selbst von konservativen Bewegungen und der *Neuen Rechten* gehen nicht mehr jene Impulse aus, die die Frau gerne zurück am Herd sehen würden, sondern vielmehr die Verschränkung traditioneller Familienwerte mit der Liberalisierung weiblicher Selbstständigkeit nach neoliberalen Kalkül. In den kulturellen Produkten für Frauen werden so Familienromantik und Konsum gleichermaßen attraktiv gestaltet.

McRobbies Kritik gilt jedoch nicht nur den Massenmedien und der Politik, auch feministische Theoretiker_innen neigen ihrer Meinung nach vermehrt dazu, den Feminismus zu demontieren. Hier hat sich das Interesse im Zuge der Zunahme an Selbstkritik in den 1990ern am Körper und am Subjekt orientiert, statt „zentralisierte Machtinstitutionen – wie Staat, Patriarchat und Gesetz“ (S. 34) in den Vordergrund zu rücken. Das ist zwar logisch, wenn mensch bedenkt, dass Frauen aktiv und die Strukturen reproduzierend mitwirken, dennoch sollten regulative Strukturen nicht außer Acht gelassen werden, so McRobbies Plädoyer. Das sei zum Beispiel ein Mangel des weit verbreiteten *gender mainstreaming*, das zwar enorme Potenziale in Geschlechtergleichstellung mitbringe, durch die Forderung nach Integration in männlich besetzte Bereiche „im Kern aber von den Strukturen und Institutionen des Kapitalismus aufgenommen und integriert werden kann.“ (S. 200)

Die Individualisierung der Frau

Im Zuge der gesellschaftlichen Transformationen, die die neoliberale Ordnung mit sich bringt, sind „Individuen zunehmend dazu aufgerufen, ihre eigenen Strukturen zu schaffen. Diese Aufgabe müssen sie innerlich und individuell bewältigen“ (S. 41). Das sich somit selbst regulierende Subjekt bekomme vor allem durch die Medien Verhaltenscodes und Spielregeln an die Hand, denen zu entsprechen ein Erfolgsversprechen beinhalte. Zeitgleich würden Versagensängste produziert, die das Entsprechen der Norm verstärkt und die bereitwillige Teilnahme am Spiel der Weiblichkeit erklärt. In ihrer Analyse der Figur Bridget Jones aus dem gleichnamigen Roman/Film

resümiert McRobbie, dass das äußerst feminine Verhalten der Protagonistin genau solche Ängste spiegelt und als einzige Lösung betrachtet wird, um in der Begegnung mit Männern *auf Augenhöhe* trotz *Emanzipation* noch begehrt zu bleiben. Dies streicht die Autorin als zentrales Moment des Postfeminismus heraus: In der neoliberalen Neuordnung des Geschlechterregimes wird die Idee der anzustrebenden Weiblichkeit, bzw. einer Weiblichkeitsnostalgie dem aufstrebenden weiblichen Subjekt als alternativlos beiseite gestellt, um ihren Platz als begehrte Frau zu sichern und so die heterosexuelle Norm nicht zu gefährden. So werden Frauen mobilisiert, den sich ständig perfektionierenden Weiblichkeitstechnologien konform zu handeln und dem Imperativ der Jugendlichkeit und dem des Erfolgs durch Leistung zu folgen. Dies nicht ohne Verlust: Laut McRobbie sind sich Frauen der Ungerechtigkeit bewusst bzw. haben zumindest eine nebulöse Ahnung von dem Verzicht ihrer feministischen Rechte, die ihnen abgezwungen werden. Diese Spannungen führen in der Folge zu einer „Melancholie“ (S. 132) und nicht selten zu selbstverletzendem Verhalten, das in der Öffentlichkeit als für Frauen völlig natürlich gehandhabt wird. An diesem Punkt ergreift die Autorin die psychoanalytische Perspektive, die die Affirmation weiblicher Subjekte in der Betrachtung *perfektionierter Körper* zwischen Begehren und Unwohlsein zu erklären versucht, was in der Kürze dieses Artikels nicht wiedergegeben werden kann, aber sehr lesenswert ist.

Durch die Aufmerksamkeitsräume, die einen „Scheinwerfer“ (S. 88) auf die idealen Typen der Frau werfen, werden regulative Dynamiken in Szene gesetzt. McRobbie zeigt auf, dass das Bild der erfolgreichen Frau die Sphäre der Repräsentation so sehr einnimmt, dass Ungerechtigkeiten dahinter verschwinden, schlicht dethematisiert werden. Gerechtigkeit wird stets suggeriert, die Bedingungen dafür werden jedoch im engen Rahmen der Sichtbarkeit festgelegt. Der Feminismus wird dementsprechend verleugnet und das ohne die Notwendigkeit, hegemoniale Männlichkeiten erneut zu formulieren. Das Selbstmanagement besitzt solch regulierende Kraft, dass es kaum einer dominanten Präsenz des Patriarchats bedarf und somit auch Machtzugriffe verschleiert werden. Die Frauen haben sozusagen die Macht an ihrer eigenen Unterdrückung mit übernommen, dies jedoch nach den Regeln der Nützlichkeit und unter dem Postulat der Unabhängigkeit. Die Kritik am Patriarchat rückt damit in den Hintergrund. Männliche Vorherrschaft wird auf diese Weise zementiert, wenn sie keiner Kritik mehr unterzogen wird. Geschlechterungerechtigkeit verschwindet dahinter, ganz einfach, indem sie nicht mehr artikuliert wird.

Schaffung neuer Klassenverhältnisse und Revitalisierung des Rassismus

Einen weiteren Effekt der dominanten Aufmerksamkeitsräume findet McRobbie in der Desartikulation anticlassistischer, antirassistischer und weiterer progressiv linker Politiken. Auffällig ist, dass in den Medien und in der Werbung fast ausschließlich *weiße* Frauen sichtbar sind. Dies gibt ein dominantes Schema vor, welches Minderheiten dazu aufruft, sich unter den Dogmen der Schönheit und der Leistung zu assimilieren. Diese Re-Privilegierung des Weißseins wird jedoch nicht thematisiert, womit auch antirassistische Artikulation als hinfällig betrachtet wird. Diese Desartikulation führt auch zu einer Entsolidarisierung - die verschleierte Ungleichheitsverhältnisse verunmöglichen öffentliche Debatten. Finden diese doch statt, werden Argumente häufig mit einer abwertenden Haltung gegen *political correctness* als übertrieben pessimistisch abgetan. Solidarität wäre also weder nötig noch zeitgemäß. Diese Mechanismen bezeichnet McRobbie zu Recht als rekolonialisierend. Dies wird auch dadurch verstärkt, dass das Bild der emanzipierten westlichen Frau als Ideal in die Welt hinausposaunt wird, um den Freiheitsdiskurs des *Westens* zu propagieren. Hier wird der Feminismus also ein weiteres Mal instrumentalisiert.

Auch in Hinblick auf classistische Artikulationen von Weiblichkeit sieht McRobbie zahlreiche beunruhigende Tendenzen. Sehr eindrücklich zeigt sie dies beispielhaft an dem Fernsehformat der so genannten *make-over*-Sendungen in Großbritannien. In diesen Sendungen werden Frauen, die

nicht in das Schema weiblicher Attraktivität passen, äußerlich rundum erneuert. Moderiert wird das Ganze von zwei Frauen, die als *glamouröse Leistungsträgerinnen* fungieren und denen das gesamte Be- und vor allem Abwerten ihrer Zielperson aufgrund ihrer gesellschaftliche Position zugestanden wird. Sie sind die Expertinnen, die genau wissen, wie eine *unattraktiven, erfolglosen* Frau dem Versprechen des Erfolgs ein Stückchen näher gebracht werden kann. Der Umgang - Beleidigungen, Betatschen und vielfache Abwertungen - wird umfassend toleriert. McRobbie hält hier fest, dass solche Formen des Umgangs nicht nur einen Effekt auf klassistische Haltungen in der Gesellschaft haben, sondern auch aus dieser kommen und durch solche Formate legitimiert und fortgeführt werden.

Die symbolische Gewalt, die in popkulturellen Produkten und diskursiven Praktiken ihre Artikulation findet, bildet Trennlinien in der Gesellschaft. Die „regulativen Dimensionen“ (S. 42) bieten Identifikationsmuster an, die Abgrenzungen im Sinne verschiedener und doch oft verschränkter Diskriminierungsprozesse fördert. Ein Nicht-Entsprechen dieser Normen zieht eine Ausgrenzung mit sich; und die Angst davor wird ständig erneuert und führt genau zu jener Abgrenzung, die ein solidarisches Miteinander diskriminierter Menschen verhindert. So wird die Frau in ein enges Korsett angesehener Charakteristika gezwängt und ihr gleichzeitig das große Los der Wahlfreiheit unter die Nase gehalten. Und je mehr sie diesem Korsett entspricht, desto mehr kann sie sich von allen anderen abheben.

Und nun?

Das Bild, das McRobbie in ihrem Buch entwirft ist erleuchtend und gleichzeitig entmutigend. Ihre umfassende Kritik an der Kulturindustrie und den gesellschaftlichen Umgang damit ließ mich oft fragen, wo das alles hingehen soll. Wo sind die Perspektiven feministischer Politik, wenn doch so viele mit dem Postfeminismus zufrieden sind? Und gibt es Weiblichkeiten, die keine Entsprechung darstellen? Diese Fragen kann ich an dieser Stelle nur anregen, nicht beantworten, Diskussionen dazu gibt es zahlreich, doch ich befürchte, dass sie ihren Raum vor allem in primär theoretischen Zugängen finden. Auch McRobbie bleibt mit ihren Perspektiven etwas dürftig. Sie fordert Diskussionen mit Frauen unter starkem Einbezug individueller Biographien. Diese bettet sie jedoch vorrangig in den universitären Kontext ein, fordert also Räume, in denen schon die meisten Debatten stattfinden.

Sehr gut an dem Buch ist, dass McRobbie zahlreiche Kategorien einführt und verknüpft, anhand derer das neoliberale Geschlechterregime analysiert und dekonstruiert werden kann. Sie hängt sich nicht an einem Teilaspekt auf, sondern liefert ein sehr umfassendes Bild. Dabei nimmt sie sowohl strukturelle Machtgefüge auseinander wie auch identitäre Strategien. Ihre Sprache ist dabei trotz ihres wissenschaftlichen Zugangs meist sehr verständlich und auch gern mal mit einer gehörigen Portion Sarkasmus gespickt. So sind die komplexen Zusammenhänge, die sie aufzeigt, gut nachvollziehbar.

Angela McRobbie 2010:

Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes.

Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

ISBN: 978-3-531-16272-0.

240 Seiten. 24,95 Euro.

Zitathinweis: Andrea Strübe: Ist der Feminismus erledigt? Erschienen in: Entwicklungen feministischer Politiken. 7/ 2011. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/916>. Abgerufen am: 04. 01. 2019 11:48.

Pardon, wir hätten da mal was zu sagen!



Sineb El Masrar
Muslim Girls
Wer wir sind, wie wir leben

Die jetzigen Muslim Girls, wie meist schon Ihre Eltern in der BRD geboren, haben je ganz eigene, bewegte und interessante Lebensgeschichten - eine Selbstverständlichkeit, die leicht entgleitet, wenn mal wieder die „Vorurteilshamster in den Köpfen auf Hochtouren“ laufen.

Rezensiert von [Heinz-Jürgen Voß](#)

„Das Bekenntnis: ‚Ich heiße Fatma, bin Muslima und das ist auch gut so‘, klingt in den Ohren mancher eher wie ein bemitleidenswertes Statement denn wie ein hippestes Großstadtpostulat, mit dem frau zur Regierenden Bürgermeisterin von Berlin aufsteigen kann. In der Regel wird nicht mit uns geredet, sondern gerne über uns. Wenn uns dann jemand nicht wieder in Frage, sondern eine Frage stellt, dann sind das Fragen meist dieser Art: Kannst du auch Islamisch sprechen? Würdest du deine Tochter auch beschneiden? Darfst du hier im Schwimmbad überhaupt schwimmen? Bist du schon jemandem versprochen? Wurde dein Mann von deiner Familie ausgesucht? Haben deine Eltern kein Problem damit, dass du hier im Ausland arbeitest? Oder ganz kreativ: Gehst du auch mit Kopftuch unter die Dusche? Ja, so macht es Spaß, in Deutschland zu leben. Wer braucht schon einen Glückskeks mit Sprüchen, wenn man stattdessen fortwährend Überraschungsfragen gestellt bekommt, die uns eigentlich auch schon nicht mehr überraschen können.“ (S. 16)

Die vielfältigen und individuellen Lebensgeschichten der „Muslim Girls“

Sineb El Masrar fängt ganz vorne an, da wo bei vielen gleich die „Vorurteilshamster in den Köpfen auf Hochtouren“ (S. 16) laufen. Denn da wo „wir“ mittlerweile bei *queer* ankommen und Lesben und Schwule gern auf ihre Vielfalt und ihre ganz individuelle Einzigartigkeit verweisen, sind Menschen mit dunklen Haaren oft nur eines: Muslime. Muslimische Frauen werden bemitleidet, ihre Emanzipation wird selbst zentrales Interesse der bayrischen Hausfrau, die in absoluter ökonomischer Abhängigkeit ihres Ehemannes steht. El Masrar verlangt nur eines: Zuhören. Und da das bislang kaum jemand möchte, macht sie mit diesem Buch einen Anfang – und erzählt erst einmal. Sie beschreibt wer denn eigentlich diese *Muslim Girls* sind, wer ihre Eltern, wer ihre Brüder sind. Und es wird gleich eines offensichtlich, es sind vielfältige, ganz individuelle Lebensgeschichten, die erst erfahrbar werden, wenn man miteinander spricht. Geboren in Hannover, aufgewachsen in der niedersächsischen Provinz, mit Ausbildungen zur Erzieherin und Kauffrau, tätig in Grundschulen, in der Filmbranche und in einem von ihr gegründeten multikulturellen Frauenmagazin, Teilnehmerin der Deutschen Islam Konferenz, legt El Masrar dieses kenntnisreiche und amüsant geschriebene Buch vor.

Basics muslimischer Religion und die Geschichte der Gastarbeiter in der BRD

Sie gibt einen kurzen Einblick in muslimische Religion, in die muslimische Geschichte Deutschlands

– von der ja der Innenminister Friedrich leider keine Kenntnis hat. Sie berichtet, wie seit den 1950er Jahren zunächst „Gastarbeiter“ aus Italien in die BRD kommen sollten, später dann welche aus Griechenland, Spanien, der Türkei, Marokko und Tunesien folgten, darunter auch Muslime und Muslimas. Wer sich fragt, warum zunächst gerade die Länder Italien, Spanien und die Türkei, den verweist El Masrar auf die deutsche Geschichte, auf die Bündnisse Nazi-Deutschlands mit dem faschistischen Italien und Spanien und auf das Bündnis mit dem Osmanischen Reich schon während des Ersten Weltkrieges. Die „Gastarbeiter“ sollten insbesondere schwere Arbeiten im Straßen- und Brückenbau verrichten, kamen dann auch in größere Maschinenbauunternehmen. Entsprechend stellte sich auch der familiäre Hintergrund dar: Viele kamen, um der Arbeitslosigkeit im Herkunftsland zu entfliehen, die Bildung war eher gering, viele hatten gar keine Schule besuchen können. Lange Zeit wurde in der BRD darauf gesetzt, dass die „Gastarbeiter“ wieder gehen sollten – Bildungsangebote wurden nicht auf sie ausgerichtet. Wohnungen wurden nicht selten direkt in der Nähe der Betriebe errichtet. Damit wurde einerseits eine soziale Abtrennung erreicht, andererseits wurden die Arbeitenden an ihre Arbeitsverhältnisse gekettet – fiel der Arbeitsplatz weg, war auch die Wohnung futsch. Mehr und mehr stellte sich heraus, dass die Arbeitsverhältnisse dauerhafter wurden – die Menschen richteten sich ein, gründeten Familien, Kinder kamen zur Welt – u.a. die *Muslim Girls* oder ihre Großeltern- oder Elterngeneration.

An ihren Kindern interessierte Eltern, ohnmächtige Schulen

Die soziale Ausgrenzung wurde nicht aufgehoben. Schulen richteten sich erst ganz langsam auf Kinder ein, deren Eltern nicht oder nur sehr begrenzt deutsch sprachen. Einige Eltern brachten Schulen durchaus Skepsis entgegen, hatten sie doch selbst keine besuchen können und wollten sie einfach ein abgesichertes und gutes Leben für ihre Kinder, was – nach ihrer Erfahrung – auf eigener harter Arbeit basierte. Aber auch Unterstützungsleistung für Hausaufgaben konnten die Eltern so in vielen Fällen nicht erbringen, Briefe der LehrerInnen an die Eltern mussten die Kinder nicht selten selbst vorlesen. Geschweige denn, dass durch eine besondere vorschulische und schulische Förderung dieser Lernnachteil der Kinder aus Familien italienischer, griechischer, türkischer Herkunft ausgeglichen worden wäre und dass sich die LehrerInnen für die Kommunikation mit den Eltern – die an ihren Kindern in aller Regel sehr interessiert waren – mehr Zeit genommen hätten, waren die Schulen auf diese Kinder nicht eingerichtet, die LehrerInnen überfordert. Durch eine rasche Selektion im BRD-Schulsystem wurde die Benachteiligung manifest – der Besuch des Gymnasiums blieb oft verwehrt. Einige Kinder schafften es dennoch, „dem deutschen Schulsystem zum Trotz“ (S. 64) und meist durch glückliche Zufälle, wie engagierte Geschwister oder interessierte NachbarInnen. El Masrar selbst fand in der Mutter der Schulfreundin ihren persönlichen „rettenden Engel“ (S. 74). Aber El Masrar macht auch andere familiäre Hintergründe deutlich: So flüchteten aus dem Iran, in einer wechselvollen Geschichte, insbesondere Menschen intellektueller Schichten – insgesamt 120.000 Menschen. Diese waren an der Bildung ihrer Kinder sehr interessiert und ließen ihnen gute Förderung zukommen. Aber auch das konnte zuweilen nicht helfen, wenn die LehrerIn nicht wollte. Bildung! – Die Autorin plädiert für eine umfassende Reform, die anerkennt und fördert, anstatt zu behindern und früh auszulesen. Kindergarten und eine Schule orientiert am finnischen Bildungssystem sind für sie Grundbedingung.

Klar wird durch die tiefgehenden Schilderungen der Autorin, dass es offenbar ganz andere Gründe als die derzeit viel postulierten gibt, die dazu führen, dass Aus- und Abgrenzung zwischen Menschen gefördert werden – und dass es genauso anders ginge: Es könnte das Miteinander von Menschen gefördert werden. Erläutert sie hierzu sehr differenziert die unterschiedlichen historischen gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen je nach Herkunftsschicht und Herkunftsland, macht sie ebenso deutlich: Die jetzigen Kinder, auch die jetzigen *Muslim Girls*, sind die dritte oder vierte Generation die in der BRD lebt und sie haben je ganz eigene, bewegte und interessante Lebensgeschichten. Trotz oft schwierigerer Bedingungen als sie viele Kinder aus „deutsch-deutschen“ Familien hatten (und haben), haben nicht wenige „Karriere gemacht“, ob als Krankenschwester, in einer Bäckerei, als Redakteurin bei einem Musiksender oder als Journalistin.

Sie haben ein ganzes Leben – und auch ganz eigene Gründe, Muslima zu sein. Pauschal bekommt man sie nicht zu fassen.

Eine „sexuelle Revolution“ gab es im Christentum genauso wenig wie im Islam

Und auch zu Sexualität und dem Vorwurf, dass es im Islam keine „sexuelle Revolution“ gegeben habe, hat El Masrar bedenkenswertes anzumerken: Eine „sexuelle Revolution“ hat es nämlich im Christentum genauso wenig wie im Islam gegeben. Vielmehr geht es um gesellschaftliche Modernisierungen – Modernisierungen *im Land*:

„christliche Würdenträger [predigen] heute noch sexuelle Enthaltensamkeit, wettern gegen Verhütung und diffamieren homosexuelle Beziehungen. Warum sollte es eine sexuelle Revolution im Islam geben, die es auch im Christentum nie gab?! Wenn eine repressive Sexualmoral den Aufbau von Demokratie tatsächlich verhindert, wie Seyran Ates behauptet, dann stellt sich nur zu Recht auch der Sachbuchautorin Sabine Kebir die Frage: Warum konnte sich Demokratie sowohl in den USA wie auch in der Bundesrepublik Adenauers entwickeln?“ (S. 31)

Gesellschaftliche Modernisierung heißt damit ganz offensichtlich unbedingte Trennung von Religion und Staat – und dafür ist in der BRD noch viel zu tun! So kann es nicht sein, dass die fast vollständig aus staatlichen Geldern finanzierten christlich-kirchlichen Kindergärten und Schulen noch immer Kinder aus nicht-christlichen Religionen und von atheistischen Eltern ablehnen können und dass in diesen Einrichtungen und in kirchlichen Krankenhäusern und Pflegeheimen – die übrigens auch staatlich finanziert werden! – Angestellte wegen der „falschen“ Religion, ihrer sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität diskriminiert und entlassen werden dürfen. Bildung, die Betreuung von Menschen in Kindergärten, Schulen, Behindertenwerkstätten, Krankenhäusern und Pflegeheimen ist eine staatliche, eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe – und keine religiöse. Durch einen Abbau dieser Diskriminierungen und einer unbedingten Trennung von Staat und Kirchen ergäben sich weitere Perspektiven für ein Miteinander, für Respekt und Akzeptanz – auch für *Muslim Girls*.

**

Die Rezension erschien zuerst bei [Rosige Zeiten \(Nr. 134, Juli/August 2011\)](#)

Sineb El Masrar 2010:

Muslim Girls. Wer wir sind, wie wir leben.

Eichborn Verlag, Frankfurt.

ISBN: 9783821865331.

208 Seiten. 14,95 Euro.

Zitathinweis: Heinz-Jürgen Voß: Pardon, wir hätten da mal was zu sagen! Erschienen in: Entwicklungen feministischer Politiken. 7/ 2011. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/917>. Abgerufen am: 04. 01. 2019 11:48.

Homohochzeit in Kriegszeiten



Judith Butler

Queere Bündnisse und Antikriegspolitik
Queer Lectures Heft 9

Einen Tag vor der Ablehnung des Zivilcouragepreises des Christopher-Street-Day (CSD) hielt Judith Butler einen vielbeachteten Vortrag an der Volksbühne in Berlin, der nun vorliegt.

Rezensiert von [Eugen Januschke](#)

Noch haben wir einen öffentlich bekennenden Schwulen als Außenminister. Und der ehemalige Wehrbeauftragte des Bundestages Reinhold Robbe heiratete am 16. April Freo Majer, der mit seinem Verein „Frontkultur“ Theater für deutsche Soldaten in Afghanistan macht. Die Zeiten, da man annehmen konnte, dass Schwule der Bundeswehr zumindest mit Vorbehalten gegenüber stehen, scheinen vorbei. Nicht nur viele Schwule sehen Staat und Bundeswehr als Verteidiger ihrer „Minderheitenrechte“. Judith Butler ordnet dies ein in „Versuche, Schwule für den Aufbau nationalistischer und fremdenfeindlicher Kulturen zu rekrutieren“, so in ihrem nun publizierten Vortrag *Queere Bündnisse und Antikriegspolitik*.

Gehalten wurde dieser Vortrag an der Berliner Volksbühne am Vorabend des Christopher-Street-Day (CSD) letzten Jahres. Butler sollte auf der Abschlusskundgebung des CSD dessen Zivilcouragepreis verliehen werden. Dort verweigerte sie öffentlich die Entgegennahme und begründete dies mit rassistischen Tendenzen innerhalb einiger Organisationen, die den CSD in Berlin veranstalten. Da es personelle Überschneidungen zwischen dem Veranstalter des Abends mit den Organisatoren des CSD gibt, konnte offensichtlich nicht der Versuchung widerstanden werden, den Beitrag im Buch noch um *Annotationen* zu ergänzen, die sich um diesen Rassismusvorwurf drehen. Dabei ist das Anliegen des Textes von Butler durchaus weitergehend, indem sie Grundlagen für eine queere Antikriegspolitik aufzuzeigen sucht.

Hierzu entwickelt Butler zunächst ihre Forderung nach „radikaler Demokratie“ aus dem sich im CSD artikulierenden Wunsch, öffentlichen Raum für sich zu beanspruchen. Dieses *Recht* auf die Beanspruchung von öffentlichem Raum hilft Butler zu begreifen, warum der sich darin ausdrückende Kampf mit dem Kampf aller entrechteten Minderheiten verknüpft ist. War diese Bündnisforderung *früher* in emanzipatorischen Bewegungen mal selbstverständlich (ob sie dann tatsächlich erfüllt wurde, ist eine andere Frage), so hat diese Selbstverständlichkeit heute verschiedene Risse: Viele Schwule sind nicht nur gut integriert, sondern fühlen sich Staat und Militär auch in deren rassistischem Handeln verpflichtet. Andererseits behindern rassistische Einstellungen bei schwulenpolitisch aktiven Bündnisse mit anderen Minderheiten.

Butler beklagt nicht lediglich diesen Rassismus, sondern sie sucht - indem sie quasi einen Schritt zurück tritt - nach einer Grundlage queerer Antikriegspolitik. Diese sieht sie in der Auseinandersetzung mit der „normativen Rahmung“ des menschlichen Körpers durch Staat und Gesellschaft: „Dieser normative Rahmen legt von vornherein fest, welches Leben lebenswert, schützenswert und betrauernswert ist. Diese Auffassungen vom Leben durchziehen und rechtfertigen die heutigen Kriege. Leben wird danach unterschieden, ob es einen bestimmten Staat repräsentiert oder ob es eine Bedrohung für die liberale staatliche Demokratie darstellt, so dass reinen Gewissens ein Krieg im Namen eines bestimmten Lebens geführt werden oder die

Zerstörung eines anderen reinen Gewissens gerechtfertigt werden kann.“

Deshalb kann Butler ihre Vorstellung von radikaler Demokratie - sich dem Fremden, fremden Ansprüchen, mögen sie auch irritieren, zu stellen - als Antikriegspolitik verstehen. Ob sie damit die Gay Community in ihrer Breite erreicht, kann man in Anbetracht von Homohochzeiten in Kriegszeiten bezweifeln. Interessant ist allerdings Butlers Text durchaus für KriegsgegnerInnen, die vom Ringen queerer Zusammenhänge um Antikriegsbündnisse jenseits von kulturellen Relativismus und Universalismus inhaltlich profitieren möchten.

**

Die Rezension erschien zuerst in der Zeitschrift [Zivilcourage – Magazin für Pazifismus und Antimilitarismus der DFG-VK](#) im Mai 2011 und wurde uns freundlicherweise von der Redaktion und dem Autor zur Verfügung gestellt.

Judith Butler 2011:

Queere Bündnisse und Antikriegspolitik. Queer Lectures Heft 9.

Männerschwarm Verlag, Hamburg.

ISBN: 978-3-939542-83-4.

48 Seiten. 6,00 Euro.

Zitathinweis: Eugen Januschke: Homohochzeit in Kriegszeiten. Erschienen in: Entwicklungen feministischer Politiken. 7/ 2011. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/918>. Abgerufen am: 04. 01. 2019 11:48.

Auf der Suche nach den Tatsachen! Gibt es die aber wie den Kiesel am Weg?



Per Olov Enquist
Die Ausgelieferten

Enquist liefert hier eines der ersten Beispiele eines Faktenromans, in welchem die Suche des Berichterstatters nach diesen Fakten schwerer wiegt als das Ergebnis selbst. Wann endlich ist er mit seinem Suchen einig?

Rezensiert von [Fritz Güde](#)

Enquist schildert in diesem „Roman einer Untersuchung“ die Vorgänge um die Auslieferung von ca. 150 Balten nach dem Weltkrieg an die Sowjetunion durch das bis dahin hochgerühmte neutrale Schweden, das sich vor und nach diesem Ereignis erfolgreich als Friedenswahrer darstellen konnte. Die Auslieferung der Balten als Kriegsgefangene 1945/1946 an die Sowjetunion muss vor allem in Schweden selbst Beunruhigung und Beschämung ausgelöst haben. Ausgangspunkt seiner Suche ist Enquist die Teilnahme an den Protestmärschen von Schwarzen in den Südstaaten der USA Ende der sechziger Jahre. Er, der Weiße, immer dabei. In Nähe und Distanz, wie das journalistisch kaum anders zu denken ist. Enquist aber erliegt der lutheranischen Gewissensfrage: Liebe ich mein Engagement dabei – oder die „gerechte Sache“? Die Frage – so gestellt – verliert im gleichen Augenblick jede Möglichkeit einer befriedigenden Antwort. Wie die französischen Moralisten oder ein Nietzsche nachwies: Immer, wie sehr du dich erheben magst, ist dein Ich dabei. Antreibend, störend, selbstgefällig. Es lässt sich nicht aus der Rechnung heraus kürzen. Also bleibst du selbstsüchtig, wie sehr du dich hingeben möchtest. Die Frage selber bedingt die Schuld. Ein anderer würde vielleicht nur nach dem Ergebnis fragen. Das erlaubt sich der Reflektierte aber nicht.

Enquist sucht einen anderen Ausweg. Als ihm in den USA die Sache mit den an die UDSSR ausgewiesenen Balten vorgehalten wird, nimmt er sich vor, dieser Sache – der im eigenen Gelände vorgefallenen – auf den Grund zu gehen. Und zwar so, dass in jedem Augenblick die Struktur sichtbar wird – und zugleich die Bewegungen der einzelnen Menschen, die diese Struktur erst hervorbringen. Könnte er die Willensregungen der Einzelnen immer mit bedenken, so stünde er der *Sache* nahe – und zugleich den Menschen. Wäre dieses Mal mit Recht allen nahe und fern zugleich. Liefere nicht einfach einer Struktur nach wie einem Ding.

Objektive Lage

In den letzten Tagen vor der Kapitulation gelingt es Deutschen und Balten in deutscher Uniform gemeinsam das schwedische Ufer zu erreichen. Sie werden interniert. Die SU erkundigt sich in einer bloßen Anfrage nach dem möglichen künftigen Verbleib sämtlicher Kriegsgefangener, egal welcher Nationalität. Denn der Kapitulationsvertrag sah vor, dass alle Gefangenen an die Frontstellen – und demnach Länder – zurückgeschickt werden sollten, wo sie gefangen genommen wurden. Schweden, als neutraler Staat, interpretierte das über den Wortlaut hinaus als Aufforderung, Deutsche wie Balten der UDSSR auszuliefern (Auch die drei baltischen Staaten sahen sich 1946 mehr oder weniger freudig als Teil der SU). In Schweden – wie in allen von den

USA mehr oder weniger abhängigen Ländern – vollzog sich noch im Jahr 1945 die Schwenkung, die das einleitete, was später „Kalter Krieg“ genannt wurde. Die Deutschen waren nach Aufdeckung der Lager zwar (noch) verachtet, wirkliche Angst und auch schon Feindschaft weckte aber der Block der Sowjet-Union.

Das wäre die kühle Feststellung eines Analytikers der politischen Großkonstellation. Unter Umständen verstärkt durch analytische Sätze wie: Das Kapital fühlte sich weltweit bedroht und schloss sich entsprechend zu Verteidigung und Gegenangriff zusammen. Eine solche Feststellung findet sich ausdrücklich bei Enquist nirgends, obwohl sie immer mitgedacht wird. Seine Forschung richtet sich gerade auf die Einzelbestrebungen, die zusammenlaufen zu etwas, das dem Kalten Krieg antwortet, aber nicht in ihm aufgeht. Da werden die evangelischen Pfarrer verhört, die die Bewegung zugunsten der Balten vor allem anheizten (Nicht zugunsten der Deutschen: denen geschah mit der Auslieferung wohl nach dem Recht). Dann schwedische Offiziere – viele vage an die baltischen Freiheitsbewegungen gegen Russland von 1939 erinnert. Hatten die Balten, die dann mit den Deutschen gingen, nicht alles Recht, sich gegen die Krallen des russischen Bären zu wehren? Dann vor allem SP-Politiker, die sich wehrten gegen die Unterstellungen anderer europäischer Länder, die Auslieferung an Russen wäre prinzipiell etwas anderes als diejenige an andere Siegermächte. Zugleich nicht ohne schlechtes Gewissen wegen der unbestritten deutschfreundlichen Aktionen ihrer Regierung in den Jahren bis 1943/1944. Jetzt also Ausgleich! Schließlich die baltischen Gefangenen selbst. Ihre Offiziere. Verschieden schuld bewusst wegen Teilnahme an deutschen Vernichtungsmaßnahmen im Hinterland der Front. (Riga, Herkunftsort vieler, war einer der Orte, an welchen unter Teilnahme von Letten die Judenverfolgung am frühesten und am furchtbarsten vollzogen wurde. Die deutschen Einsatzgruppen scheinen tatsächlich nur Hilfeleistungen erbracht zu haben). Unter ihnen ein charismatischer Offizier, der die ganze Lagergemeinschaft der Balten zu einem langen Hungerstreik brachte, der so rigoros durchgezogen wurde, dass jeder Streikbrecher nicht nur aus der Gemeinschaft ausgestoßen wurde, sondern jede Kameradschaftsleistung entzogen bekam.

Das Scheitern der Annäherung an die Person

Die Schweden liefern diesen zwar mit den anderen aus, behandeln ihn aber fast unterwürfig – in größter Ehrerbietung vor seiner Entschlossenheit. Gerade dieser Offizier meldet sich dann in einer Sendung aus dem russischen Lager. Noch immer entschieden. Fast hoheitsvoll.

„Doktor Elmars Eichfuss-Atvars zeigt die Verlogenheit in allen Behauptungen jener Schweden, die uns Balten zum passiven Widerstand, zum Hungerstreik verleiteten, was für uns alle nur Leiden zur Folge hatte. (...) Selbstmordversuche und Selbstverstümmelungen bei den Deutschen. (...) Die schwedische Presse hat unter Berufung auf uns unbekannte Quellen von unserem furchtbaren Schicksal gesprochen (...) und erklärt, dass der Tod mit hundertprozentiger Gewissheit auf uns warte, dass man uns aber gleichwohl dem sicheren Tod ausliefern wolle. Darauf beschlossen wir, am 22. November 1945 um sieben Uhr einen Hungerstreik zu beginnen. Die Schweden hatten nicht das geringste dagegen einzuwenden.“ (S. 218)

Der Vorkämpfer des Widerstandes von gerade eben im Februar 1946 als Erkennender und Belehrter. Damit hören die Wallungen und Wandlungen aber nicht auf. Ganz am Ende seines Berichts gelingt es Enquist, nach Interviews mit vielen anderen keineswegs hingerichteten Ausgelieferten aus Schweden den kranken Eichfuss wiederzusehen. Er leidet unter schwersten Herzkrämpfen, sein erloschenes Gesicht überzieht unmerklich die blauweiße Farbe des Schimmels. Und hier behauptet der Vorkämpfer, immer noch im Ton des Wissenden, er sei zu den üblichen fünfundzwanzig Jahren verurteilt worden, ohne dass ihm etwas hätte nachgewiesen werden können. Warum dann aber? Nur weil er *keinen* Vortrag im Rundfunk hätte halten wollen. Die Enkel, die ihn begleiten, kommen gerade aus einem Komsomolz-Lager. Er ist inzwischen mit einer Russin verheiratet. Steht er auf einmal treu zur Sowjet-Union, nach der Drehung Chrustschows? Enquist, der seine Lüge kennt, verfällt im Entsetzen in den alten Brauch des Gebets: „Wenn wir nur

durchkommen, dachte der Schwede in einem kurzen und flüchtigen Augenblick, wenn wir dies glücklich hinter uns bringen, wenn er überlebt und alles gutgeht, werde ich wieder an einen Gott glauben.“ (S. 453)

Geltungssucht, die den Sterbenden dazu bringt, all seine Lügen zugleich vorzubringen - Erschrockenheit, die den Berichterstatter daran hindert, sich zu bekennen zu dem, was er doch weiß. Damit ergibt sich zwar Anteilnahme, aber keine aufdeckende Erkenntnis. Keine Wahrheit, die über den Augenblick hinaus bleibt.

Brief an Mao

Mitten in den Aufschreibversuchen findet sich ein Brief Enquists an Mao. Nicht wegen einer bestimmten Schrift, sondern wegen des allgemeinen Aufrufs: die Wahrheit in den Tatsachen suchen. Nachträglich kommt die Aufforderung vielleicht einem an Newton und Helmholtz ausgerichteten Denken außerordentlich banal vor. Wie sollte man denn sonst zu Wahrheit kommen? Damals aber – in der Spätzeit Maos – muss die Aufforderung etwas Befreiendes enthalten haben. Nämlich: nicht scholastisch vorzugehen. Nicht aus den Schriften von Marx und Lenin zu allererst folgern, was eigentlich hätte passieren müssen nach ihrer Lehre und dann die begegnenden Ereignisse danach zu sortieren und gelten zu lassen, sondern gerade umgekehrt: ohne angemessenes Vorauswissen zu schauen, was vorliegt, was ansteht, um dies dann nachträglich im Licht der Lehre der Vordenker zu überprüfen. Enquist macht sich im Brief an Mao keinerlei Sorgen um die Frage ‚was ist eine Tatsache?‘ sondern vielmehr um das Problem: Wie forsche ich ohne vorweg besorgt zu sein. Denn während er forscht und schreibt vollziehen sich in Vietnam Verbrechen, die einfach nicht weggedacht werden können. Also ist doch immer Vor-Wissen, besser Vor-Sorge in mir.

Den Einwand hätte der Große Vorsitzende wohl nicht gelten lassen. Denn auch das Fortschreiten der Zeit ist eine Tatsache, die zusammen mit den anderen Tatsachen bei der Wahrheitsforschung berücksichtigt werden muss. Dass Imperialismus nicht mehr von den Deutschen, sondern von den USA und der UdSSR betrieben würde, wäre dann ein neuer Umstand, der zum Beispiel bei der Frage nach den Ursachen der ersten Erscheinungen des Kalten Krieges ein zusätzliches Licht darauf werfen müsste.

Ermüdung und Erstaunen

Wie Enquist in einem Nachwort fünfzig Jahre nach Niederschrift feststellt, halten seine Ergebnisse historisch stand. Auch nach Eröffnung weiterer Akten. Seine Aufzeichnungen gelesen nach so langer Zeit ermüden zeitweise. Kaum einer der sozialistischen schwedischen Politiker, die da verhört werden, ist uns noch gegenwärtig – außerhalb Schwedens, versteht sich. Insofern versetzen uns die langen Interviews zwischendurch immer wieder in eine sachte Trance. Erstaunlich aber bleibt der Erfahrungsweg, der am Ende ans Unergreifbare stößt. Enquist hat immerhin eine Methode skizziert in diesem frühen Roman, wie wir als historisch Forschende und vor allem Lebende unser eigenes Mit-Leben mit einbeziehen können in die Erkenntnisbemühung. Ohne dabei auf eine endgültige Wahrheit hoffen zu dürfen, würden wir wenigstens unseren eigenen Weg im Rückblick als Vergewisserung verstehen. Als einen stummen, aber verlässlichen Zuspruch zu uns selbst, was immer dieses Selbst sein mag.

Per Olov Enquist 2011:

Die Ausgelieferten.

Carl Hanser Verlag, München.

ISBN: 978-3-446-23632-5.

480 Seiten. 24,90 Euro.

Zitathinweis: Fritz Güde: Auf der Suche nach den Tatsachen! Gibt es die aber wie den Kiesel am Weg? Erschienen in: Entwicklungen feministischer Politiken. 7/ 2011. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/919>. Abgerufen am: 04. 01. 2019 11:48.

Anarchismus und Marxismus revisited



Philippe Kellermann (Hg.)

Begegnungen feindlicher Brüder

Zum Verhältnis von Anarchismus und Marxismus in der Geschichte der sozialistischen Bewegung

Eine neue Anthologie des Unrast-Verlags geht einem komplizierten historischen Verhältnis auf die Spur.

Rezensiert von [Gabriel Kuhn](#)

Über das Verhältnis von Marxismus und Anarchismus ist innerhalb der radikalen Linken viel diskutiert und geschrieben worden. Manchmal kommt es dabei auf das Zusammentreffen strenger ideologischer Vorbehalte: MarxistInnen sehen den Anarchismus als kleinbürgerlich, konterrevolutionär und utopisch, AnarchistInnen den Marxismus als autoritär, dogmatisch und verräterisch. Es überrascht nicht, wenn es auf einer solchen Basis eher zu ermüdenden Polemiken als zu anregenden Debatten kommt. Manchmal jedoch begegnen sich MarxistInnen und AnarchistInnen mit Neugier, arbeiten ihre Gemeinsamkeiten heraus, diskutieren ihre Differenzen mit Respekt und sind bemüht, das Spannungsfeld Marxismus-Anarchismus als Basis für anregende linke Theorien und Konzepte fruchtbar zu machen. Dies beschreibt, glücklicherweise, die Ausgangsbedingungen von *Begegnungen feindlicher Brüder*. Ein erstes großes Plus des Buches. Der Herausgeber Philippe Kellermann umreißt seine Absicht in einer sympathischen Einleitung wie folgt:

„In diesem Sinne ist das vorliegende Projekt auch nicht so sehr als Ansammlung politischer Bekenntnisse gedacht, sondern als der Versuch einen Beitrag dazu zu leisten, ein wenig mehr Licht in die Geschichte (und damit auch die Rezeptionslinien und Kontroversen) der sozialistischen Bewegung zu bringen.“ (S. 14f)

Ein erster solcher Beitrag wird, wie zu erwarten, von Wolfgang Eckhardt in dem Aufsatz „Bakunin und Marx in der Ersten Internationalen“ geleistet. Der verdiente Historiker und Bakunin-Experte schildert die unterschiedlichen Ansichten von und die Auseinandersetzungen zwischen Marx und Bakunin ebenso akribisch wie anschaulich. Dabei kommt er zu einem interessanten Schluss, der nicht zuletzt als Mahnung für die MitautorInnen des Bandes gelesen werden kann:

„Vor dem Hintergrund der scharfen Konfrontation zwischen jenen Strömungen, aus denen später Marxismus und Anarchismus hervorgehen sollten, erscheint die idyllische Interpretation dieser Weggabelung des internationalen Sozialismus als Familienkrach, in dem sich feindliche Brüder begegnen, als völlig unhistorisch (...). Auch die Konstruktion eines freiheitlichen, ja libertären Marx und davon ausgehende marxistisch-anarchistische Syntheseversuche der Gegenwart müssen angesichts des Konflikts in der Internationale als naiv gelten, denn sie ignorieren die Entwicklungsgeschichte des Sozialismus.“ (S. 28f)

Pikanterweise ist es vor allem der folgende Beitrag von Karl Reitter, „Die Marx'sche Kritik des Staates“, der sich am deutlichsten an einer libertären Marxanalyse versucht. Nachdem Reitter eingangs meint, dass Marx „in jeder Phase seines Lebens ein erklärter Gegner des Staates“ war und in diesem „ein Hindernis für die Emanzipation und Befreiung“ erkannte (S. 33), schließt er mit den Worten: „Vor diesem Hintergrund (...) kann von einem grundsätzlichen Gegensatz zwischen Marx

auf der einen und dem Anarchismus auf der anderen Seite – zumindest in der Frage der Staatskritik – keine Rede sein" (S. 47).

Zu einer wichtigen Intervention kommt es im Beitrag von Antje Schrupp, "Weder Marxistinnen noch Anarchistinnen". Dieser stellt die Bedeutung infrage, die dem Marxismus-Anarchismus-Konflikt in der sozialistischen Geschichte beigemessen wird. Vor allem hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse scheinen nämlich andere Trennungslinien mehr relevant: „Die (...) Unterscheidungen verschiedener sozialistischer Strömungen, zum Beispiel Kategorien wie 'Marxismus' und 'Anarchismus', sind (...) nicht geeignet, um die Beziehungen zwischen Feminismus und Sozialismus zu erfassen und zu analysieren" (S. 49). Schrupps Schlusswort ist ein Hinweis, der weit über die Marxismus-Anarchismus-Debatte hinaus von Bedeutung ist. Sie betont,

„dass ein historischer Blick, der die Geschlechterdifferenz als relevantes Analysekriterium einbezieht, nicht nur einfach Frauen in eine bereits fixierte Geschichtsschreibung quasi nachträglich integrieren kann, wie es so viele neuere Bücher zum Thema versuchen, indem sie ein 'Frauenkapitel' anhängen. Sondern ein solcher Perspektivenwechsel macht es notwendig, das Ganze neu zu denken, herkömmliche Kategorien und Interpretationsmuster zu überdenken und gegebenenfalls hinter sich zu lassen. Dann wird nicht nur die 'Frauengeschichte' neu geschrieben, sondern auch die 'Männnerggeschichte' – zum Nutzen aller." (S. 65f)

Mehrere Autoren versuchen sich daraufhin an anarchistischen Leseweisen nicht- oder quasi-anarchistischer Theoretiker. Philippe Kellermann selbst wagt sich an das heikle Thema George Sorel, wobei er zu dem Schluss gelangt, dass „zentrale Positionen, die Sorel vertreten und als marxistisch ausgegeben hat, als anarchistisch zu klassifizieren" sind (S. 83). Außerdem analysiert er das politische Denken und Handeln Fritz Brupbachers und Franz Pfemferts, die er, wie der Untertitel seines Aufsatzes suggeriert, „zwischen Reformismus, Rätekommunismus und Anarchismus" ansiedelt. Jens Kastner wartet mit dem ambitionierten Unternehmen auf, „Indizien" dafür zu liefern, dass „eine Lektüre lohnt, die anarchistische mit gramscianischer Theorie verknüpft" (S. 86), und spricht tatsächlich – unter anderem mit Verweis auf Gramscis Geschichts-, Kultur- und Staatsverständnis – von „gramscianisch-anarchistischen Koinzidenzen, an denen weiterzuarbeiten wäre" (S. 103). Christoph Jünke schließlich unterzieht das Werk des unkonventionellen DDR-Intellektuellen Wolfgang Harich – unter anderem Autor der 1971 in Buchform erschienenen *Kritik der revolutionären Ungeduld. Abrechnung mit dem alten und dem neuen Anarchismus* – einer ausführlichen und differenzierten Studie und betont die bereits im Titel des Aufsatzes angekündigten „Widersprüche" in dessen Anarchismuskritik.

In weiteren Beiträgen geht Gerhard Hanloser zunächst den libertären und anti-libertären Momenten des Rätekommunismus auf den Grund, wobei er sich nicht nur auf die Debatten des frühen 20. Jahrhunderts bezieht, sondern auch von einer „kurzen Annäherung [von] Anarchismus und marxistischem Antileninismus" gegen Ende der 1960er Jahre spricht (S. 125). Robert Foltin untersucht Anarchismus und Marxismus in Relation zum Postoperatismus und gelangt noch einmal – wenigstens andeutungsweise – zu einem der von Eckhardt kritisch beäugten Syntheseveruche, wenn er den autonomen Marxisten Massimo de Angelis zitiert: „Anarchistische Praxen ohne kommunistische sind individualistisch und ghettoisiert. Kommunismus ohne Anarchismus ist hierarchisch und repressiv" (S. 181). Heike Weinbach widmet sich abschließend der vorwiegend im angloamerikanischen Raum vertretenen „Radikalen Philosophie", deren Bezugspunkte sie „in unterschiedlichen anarchistischen und marxistischen Ideen und einer unentwegt kritischen Auseinandersetzung mit diesen" sieht (S. 188).

Begegnungen feindlicher Brüder führt nicht unbedingt zu revolutionär neuen Aufschlüssen, was das Verhältnis von Marxismus und Anarchismus betrifft, doch kann dies von einem Band solcher Art kaum erwartet werden. Die Diskussionen zu diesem Verhältnis werden sich so kontrovers wie bisher fortsetzen, ebenso wie die Mischung aus Skepsis und Solidarität, mit der sich MarxistInnen und AnarchistInnen begegnen. In diesem Sinne ist *Begegnungen feindlicher Brüder* jedoch ein in

vielerlei Hinsicht wertvolles Buch, das zahlreiche Gedanken und Thesen beinhaltet, die diese Begegnungen so konstruktiv wie möglich zu gestalten helfen. Niemand, der sich für das Themenfeld interessiert, wird die Lektüre bereuen.

Philippe Kellermann (Hg.) 2011:

Begegnungen feindlicher Brüder. Zum Verhältnis von Anarchismus und Marxismus in der Geschichte der sozialistischen Bewegung.

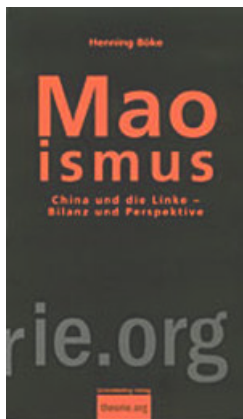
Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-505-9.

196 Seiten. 14,00 Euro.

Zitathinweis: Gabriel Kuhn: Anarchismus und Marxismus revisited. Erschienen in: Entwicklungen feministischer Politiken. 7/ 2011. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/920>. Abgerufen am: 04. 01. 2019 11:48.

Maoismus



Henning Böke

Maoismus

China und die Linke - Bilanz und Perspektive

Henning Böke umreißt ohne Verklärung und ohne Nachsicht die Jahre des Maoismus in China und in der übrigen Welt. Aus allen Wendungen und Drehungen arbeitet er das Unverlierbare heraus.

Rezensiert von [Fritz Güde](#)

Mao Zedong - eine Sonne, die vielen in Europa und speziell in der Bundesrepublik in den sechziger Jahren aufgegangen war - und spätestens nach den Schüssen der Roten Armee auf die Demonstranten auf dem Tienamen-Platz im Sommer 1989 wieder unterging. Seither durchwandert der Große Vorsitzende alle möglichen Biographien westlicher Politikerinnen und Politiker - als Gespenst früher Jugend. Überwundenes Gespenst. Gegenstand nachsichtiger Erinnerung. Weiterer Gedanken nicht mehr wert.

Flankiert wird dieses zum Habitus gehörende Vergessen von einigen wütenden Büchern, die den angeblich immer noch herrschenden Mythos Mao zerstören sollen. Da erfährt man allerlei über Maos ungeputzte Zähne, gar nichts hingegen von den Gedanken, Absichten und Handlungen dieses Mannes. Das solche Kanonen gegen ihn immer noch aufgefahren werden, zeigt, dass der chinesische Kommunist mit anderen Gespenstern eines gemeinsam hat: Man weiß nicht, wo und wann sie wiederkommen und bereitet den Exorzismus vor, den angsterzeugten Abwehrzauber.

Henning Böke hat mit solchen Praktiken nichts zu tun. Er unternimmt in seinem im Sommer 2007 erschienen Buch den Versuch einer Rekonstruktion des Gesamtzusammenhangs, in dem die Theorien Maos innerhalb der marxistischen Tradition funktionieren. Er fragt weiter nach den politischen Umständen, die die von außen oft verblüffend wirkenden Wechsel und Drehungen der Politik der Maoisten in China erklären. Darüber hinaus nach den Gründen der raschen Verleugnung des Parteiführers nach seinem Tod 1976 - bei gleichzeitiger Monumentalisierung seines Andenkens. Und was ist trotzdem übrig geblieben - auch bei den linken Bewegungen im Westen, fragt Boeke schließlich.

Klar ist, dass Mao Zedong sich bei seinen revolutionären Bemühungen 1949 vor dem selben Problem fand wie dreißig Jahre vorher Lenin: wie kann die proletarische Revolution durchgeführt werden in einem Land, in welchem landbesitzende und landlose Bauern die Mehrheit bilden, die Proletarier aber, auf die Marx setzte, bei wohlwollendster Zählung zehn Prozent ausmachen?

In der ersten Zeit der Revolution in den zwanziger Jahren stand die ganze chinesische KP, deren Vorsitzender Mao damals noch nicht war, unter der Fuchtel Stalins und der von diesem dominierten Komintern. Diese begünstigte die bürgerlich-national-evolutionäre Bewegung der Kuomintang; und versuchte, die Kommunisten durch Dick und Dünn in eine Koalition zu zwingen, selbst noch, als sich deutlich zeigte, dass in den Städten die Partei Tschiang Kai Scheks die Kommunisten vernichtend angriff, wo es möglich war. Hätte sich diese Linie durchgesetzt, die Revolution hätte leicht mit der Machtergreifung eines bürgerlichen Diktators enden können wie im

spanischen Bürgerkrieg, wo Stalin eine ganz ähnliche Politik diktierte.

Der andere Weg Chinas begann damit, dass Mao Zedong in Bauerngebiete auswich, und dort eigene befreite Gebiete gestützt weitgehend auf Bauern ausrief. Der legendäre *lange Marsch* folgt noch einmal der selben Taktik, mit ungeheuren Opfern. In dieser Zeit entstanden die ersten grundlegenden Schriften *Über die Praxis* und *Über den Widerspruch*. Ein besonderer Vorzug Bökes besteht darin, dass er diese nicht einfach als zeitlose Klassiker behandelt, sondern in die taktischen und strategischen Bewegungen der jeweiligen Politik einbezieht.

Über die Praxis sollte später in der deutschen marxistischen Tradition die größte Wirkung bekommen. Lukacs hatte in *Geschichte und Klassenbewusstsein* mühsam, hochtheoretisch und wahr entwickelt, dass ab Kant in der deutschen Philosophie Erkennen und Handeln einander hilflos und unversöhnt gegenüberstanden. Was Kant in der *Kritik der Reinen Vernunft* als Prinzip herausgearbeitet hatte, nahm er in der *Kritik der praktischen Vernunft* zurück. Maos Satz in all seiner Schlichtheit "Willst Du den Geschmack einer Birne kennenlernen, musst Du sie verändern, das heißt, in deinem Mund zerkaue" (S. 32), schien das Problem aufs einfachste zu lösen. So unmittelbar, so klar. Es klang nach Johann Peter Hebel und seinen bäuerlichen Merke-Sätzen und überholte doch ein Jahrhundert bürgerlichen Grübelns. Freilich kamen sofort einige Kritiker geschlichen und forderten auf, doch mal in den "Mehrwert" zu beißen oder in die "Kapital-Akkumulation". Da hieß es gleich wieder die Aussage weiterentwickeln.

Henning Böke weist der Schrift *Über den Widerspruch* noch größere Bedeutung zu. Mao erkennt nicht die Lehre von den ein für allemal dominierenden kämpfenden Gegensätzen zwischen "Produktionsverhältnissen und Produktivkräften" an - auch nicht die von "Bourgeoisie" und "Proletariat". Gerade damit gewinnt er Freiheit zur Untersuchung der eigentümlichen Beziehungen zwischen Schichten und Klassen innerhalb der damaligen Bauerngesellschaft unter dem Druck des japanischen Imperialismus und einer von diesem abhängigen sogenannten "Kompradoren-Bourgeoisie" (Schmarotzende Anhängsel der Interessen der Besatzer).

Wichtig bei Mao für die weitere sozialistische Bewegung: Strenges Weitergehen bis hin zu solchen Widersprüchen, die nicht unmittelbar aus der Produktion entspringen. Schon dass die Arbeit nach dem Ende des Fordismus die Fabrikhallen weitgehend verlassen hat (und das begann sich ab 1973 abzuzeichnen - und galt in China schon vorher), zeigt, dass andere Gegensätze zeitweise dominieren und sogar die Gestalt eines antagonistischen Widerspruchs annehmen können, das heißt eines innerhalb des gegebenen Systems unversöhnlichen und nur durch dessen Sprengung zu lösenden.

Die Unterscheidung von Haupt- und Nebenwidersprüchen hat im Westen viele protestieren lassen. So war in ML-Gruppen der BRD zeitweise davon die Rede, dass der Geschlechtergegensatz nur ein Nebenwiderspruch sei, zum schärfsten Missvergnügen der Frauenbewegung. Dass nach Mao die Widersprüche die Rolle tauschen können, der ehemalige Neben-Widerspruch zum Hauptwiderspruch werden, wurde dabei gern übersehen. Auch dass in China die KP sich stark für die Befreiung und Einbeziehung der Frauen gemacht hatte, von Anfang an, wurde kaum zur Kenntnis genommen.

Mittels seiner Lehre von den wechselnden Widersprüchen gelingt es Mao, einer von außen teilweise sprunghaft wirkenden Politik trotzdem das stete Bewusstsein inneren Zusammenhalts zu verschaffen. Über alle Wandlungen hinweg. Böke zeigt solche Sprünge und Wechsel in der Politik des *Großen Sprungs* selbst, in der Kampagne *Lasst hundert Blumen blühen*, und besonders auffällig in der heute oft als Verbrechen hingestellten *Großen Kulturrevolution*.

Es würde zu weit führen, die ganze chinesische Revolutionsgeschichte nachzuerzählen, die Böke in seinem schmalen Buch noch einmal durchsichtig macht, selbst für solche, die sie seinerzeit in gepeinigter Aufmerksamkeit verfolgten. Böke zeigt, dass insgesamt und immer neu für Mao und

die Gruppe um ihn die Sorge im Vordergrund stand, auf dem sowjetrussischen Weg die endgültige Befreiung der Menschen zu verfehlen. Und der Wille, einen solchen Torkelpfad den Abhang hinab nach Kräften zu vermeiden.

Der für heutige Leser fast scholastisch klingende Streit, was zuerst da sein müsse und deshalb vordringlich zu fördern sei - andere Produktionsverhältnisse oder erweiterte Produktivkräfte - wurde von den "Maoisten" nicht als einer um Huhn oder Ei abgetan. Eindeutig wurde geantwortet: Die Produktionsverhältnisse stehen an erster Stelle, und damit die Massen ergreifende, von ihnen weitergetragene Politik. Der "Tonnenideologie" (der Ausdruck kam wohl damals auf) und dem "Gulaschkommunismus" des Ostblocks erteilte Mao Zedong noch in seinem letzten veröffentlichten Gedicht eine erbitterte Absage.

Damit musste das Bewusstsein der Massen - antiquierter dennoch wahrer Ausdruck - in den Vordergrund treten. Das von außen gesehen Verblüffende: es kam zu Kampagnen, in denen millionenweise etwa "Bürgerkrieg in Frankreich" gelesen wurde, um sich mit dem Konzept der Kommune 1871 vertraut zu machen. Alle Prediger der langsamen, aber friedlichen Umwandlung der Welt durch Aufklärung im Sinne eines Habermas im Westen haben genau das nie erreicht - massenhafte Bewegungen zum Lernen, zum Anwenden, zum Selberdenken. Praxisbezogene Theorie. Gerade das - und dass es das gab, ist unbestreitbar - traf uns vergräunte Schulmeisterinnen und Schulmeister ins Herz, uns mit unseren Ermunterungen zur Selbsttätigkeit, die unter den gegebenen Verhältnissen immer neu an felsigen Ohren strandeten. Der Lehrer sagte: Denk selber - das Pult, das Klassenzimmer, das Schulgebäude, die zu erwartende Behandlung der Sache in der Klassenarbeit, das Abitur. Alle schrieten jedes Mal im Chor ihr: Nein!

Gewiss haben vor allem die "Vier" (Viererbande mit dem Ausspuckwort, auch wenn der Ausdruck vom Vorsitzenden selbst stammen sollte) in der Richtung des Schulmeisterlichen übertrieben: etwa im Wettern gegen Beethoven. Nicht so im Angriff gegen Kung Futse (Konfuzius), den Ideologen der großen Ordnung und der klaglosen Einfügung in diese. Böke zeigt am Anfang, wie konfuzianische Unterwerfung unter Autorität die befreiten Bauern so in den Krallen hielt, dass sie - als von der Revolutionsregierung die Pachtzinsen gesenkt wurden -, heimlich den Grundherren den ihnen ja "zu Recht" zustehenden Restanteil zahlten.

Schlimmer noch: in der Haltung des Konfuzianismus verwandelten sich auch die Lehren von Marx und Mao sofort wieder zu ewigen Lehrsätzen. Zum Auswendiglernen und Nachbeten. Also Metaphysik ohne Kritik. Ungefähr das Schlimmste, was sich westliche Schulangestellte ausdenken konnten, vor allem nach Berührung mit Schulaufsehern aus der DDR: ein Oberschulamit mit hergebrachter Unterdrückungsabsicht, aber kraft flüchtiger Berührung marxistischer Lehren mit links anerkannten niederschmetterndsten Argumenten.

Die furchtbaren Kämpfe in der Kulturrevolution, mit all den öffentlichen Erniedrigungen, die keiner von uns hätte mitmachen wollen, hatten doch nie zu solchen Prozessen wie in der Stalinzeit geführt. Wo etwa ein Bucharin nicht wegen seiner ehemaligen Politik der Bevorzugung der Leichtindustrie angegriffen, sondern wegen geheimnisvoller und unmöglicher Verschwörung mit Trotzki verurteilt wurde. Zur bessern Fasslichkeit für das zu erziehende Publikum der Sowjet-Bürokratie. Bis zum Sturz der "Vier" ist es meiner Erinnerung nach nie soweit gekommen, dass das Proletariat und die Bauern angelogen wurden, um dadurch zu ihrer Diktatur fähig zu werden.

Kaum war Mao tot, wurde sofort zu diesem Mittel gegriffen, vor allem mit offenen Erfindungen gegen die Frau Maos und alle Protagonistin der Kulturrevolution. Wie: seine Frau hätte den todkranken Mao zu oft im Bett herumgedreht. Und, um dem bäuerlichen Puritanismus entgegenzukommen: sie hätte unsittliche Verhältnisse gehabt und geschlitzte Kleider getragen. Dass sie wirklich innerlich zerrissen war, und sich an Garbo-Filmen ersättigte, für die nach ihr die "Massen" noch nicht reif waren, ist kein Verbrechen, sondern individuelle "Neurose", wie Böke es nennt. Auf keinen Fall ein Argument gegen eine ganze politische Linie.

Böke verwendet für das, was nach der Rückkehr Teng Hsiao Pings geschah, nicht den Ausdruck Konterrevolution. Mit berechtigten Gründen: Es konnte nicht alles zurückgenommen werden, was die Revolution gebracht hatte. Auch verbietet sich Böke den Begriff des Verrats. Der wiederaufgestandene Machthaber Deng Hsiao Ping hatte nie etwas anderes versprochen, als was er dann tat, also auch keine Versprechen verraten und gebrochen. Allerdings, die Vorgänge am Tienamen-Platz 1989, als die Rote Armee gegen Demonstranten vorging, zeigen deutlich: Die Rolle der Roten Armee muss sich unter dem neuen Regenten um Ganz geändert haben. Bis dahin stand sie im unerschütterten Ruf, Unterstützerin der Massen zu sein. Es soll vorher mehrere vergebliche Versuche gegeben zu haben, die Armee einzusetzen! Wieviel Lügen wurden aufgewandt, um am Ende doch ein solches Gemetzel herbeizuführen? (Böke betont, dass es sich 1989 nicht um eine reine Studentenbewegung handelte. Es waren sicher viele Arbeiter beteiligt. Entscheidend auch nicht, dass die verschwommenen Ziele der Gruppe um die Freiheitsstatue Amerikas vermutlich eingeflüstert worden waren von den späteren Initiatoren der samtenen, rosafarbenen, safranigen oder orangenen Revolution. Mao hätte vermutlich geurteilt, dass man die Widersprüche im Volk nicht hätte so weit sich entwickeln lassen dürfen, dass Teng Hsiao Pings und seines gleichen den Anschein eines Kampfes "zwischen uns und dem Feind" am Ende herstellen konnten.)

Äußerlich gesehen - nach dem Triumphzug des "Machthabers auf dem kapitalistischen Weg" - wirkt das Fazit niederschmetternd: Es gibt anscheinend keinen anderen Ausgang als den hin zum Kapitalismus in all seinen brutalen Erscheinungsformen. Alles Aufbäumen dagegen führt nur zu schmerzhaften Umwegen, nicht auf anderes Gelände. Böke weist darauf hin, dass die Kapitalisten, wenn sie unter sich sind, genau das wiederholen: Der Weg hin zum Kapitalismus, wie ihn Max Weber beschrieben hat, ist ohne Alternative. Ob die Kapitalisten, die das so hinstellen, das Totalitäre dieses Wegs erkennen oder nicht - es hat tatsächlich bis jetzt auf lange Sicht nur den Triumph der Unterdrücker gegeben, den der Unterdrückten immer nur für kurze Zeit. In China immerhin von 1949 bis 1976.

Ist das das letzte Wort? Dann wäre es das auch für solche, für uns, die dem Vorsitzenden einmal auf seinem Weg hatten folgen wollen! Alles nur Irrtum, ja Irrsinn, vergeudete Zeit und Anlass zu fruchtloser Reue - nein: Trauerarbeit, wie ehemalige KBWler, etwa Altmeyer, das zu nennen belieben? Solchen Anhängerinnen und Anhängern in der BRD widmet Böke nur einige Seiten. Mehr Begeisterung entwickelt er für die ML-Bewegung in Frankreich - in ihren verschiedenen Ausprägungen.

Geblichen sind immerhin einige Erkenntnisse, für uns die Geschlagenen und für ein nächstes Mal. Böke bezieht sich dabei vor allem auf die Arbeiten von Althusser in dessen letzter Schaffensperiode. Althusser greift genau die Lehre Maos von den wechselnden Widersprüchen auf, die ihre Stelle wechseln können. Damit verwirft Althusser vor allem das faule und lähmende Bewusstsein der zweiten und der dritten Internationale: Wissenschaftliche Begründung des Marxismus bedeute, man habe den Sieg in der Tasche. Marx habe den Ausgang der Geschichte aufgrund des sich zuspitzenden Hauptwiderspruchs zwischen Bourgeoisie und Proletariat vorhergesagt. Ob schnell, ob langsam: wir wissen, was kommt. Und brauchen deshalb auch gar keine großen Anstrengungen dafür, dass es geschieht.

Absichtlich unterschlägt Althusser das Element des Schein-Zukunft-Wissens, das sich selbst bei Mao noch findet. Er arbeitet bei ihm im Gegensatz dazu heraus das Element des bewussten Wollens, des - auch subjektiven - Aufbäumens gegen Verhältnisse, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein verächtliches Wesen ist. Revolution ist ab jetzt nur als Arbeit von Holzfällern vorstellbar, im Unterholz, ohne Wegekarte.

Von da aus weiterschreitend müsste nach den Erfahrungen mit dem Niedergang der Sowjetunion und den neuerlichen in China mit dem Absinken zu kapitalistischer Pressung und finanziellen individuellen Anreizen die Erkenntnis hinter die Ohren geschrieben werden "auf ewig", dass die

bloß quantitative Steigerung und Intensivierung der Produktion von allein keine Sprengwirkung unter den Produzenten erreicht. Ob nach Planziffer berechnet oder als Profitkoeffizient: Gerade die Ausrichtung dorthin fördert auf die Dauer nichts als Automatisierung nicht nur der Produktion, sondern auch des nachtrottenden Produktionsarbeiters.

Letzte Schlussfolgerung: Es müssen bei jeder künftigen politischen Bewegung sämtliche Widersprüche, die bisher schon im Kampf auftauchten, auch in die Theorie aufgenommen werden. Um nur beim KBW zu bleiben: So intensiv der Einsatz dieser Gruppe war schon in Wyhl, bei Startbahn West, um Grohnde und Brokdorf, beim Straßenbahnkampf, in der Auflehnung gegen Unterdrückungen aller Art - wir hatten bei alledem immer das traurige Gefühl, nicht bei den "eigentlichen" "Klassenkämpfen" mitzumischen - denen in der Fabrik. Dass zum Beispiel viele der außerfabriklichen Kämpfe auch solche um Naturressourcen und damit um die Reproduktion der Arbeitskraft im weitesten Sinn gewesen waren, wir gestanden es uns damals nicht ein und sanken allmählich zusammen. Wir hatten an entscheidenden Auseinandersetzungen teilgenommen und es nicht gemerkt.

Notwendige weitere Lehre: Es muss gekämpft werden können ohne Prophet und Prophezeiung. Beim KBW war die subjektive Anstrengung, so nötig sie war, so überwältigend, dass sie nur ertragen werden konnte im Licht der Voraussage: In soundsoviel Jahren, zuletzt wohl zehn, hat die Revolution gesiegt. Ohne solche Garantiezettel, gleichsam ins Offene sich einsetzen, auch auf Terrains, die zunächst als Teilgebiete erscheinen: das wäre eine weitere wichtige Konsequenz aus der Niederlage auch der chinesischen Revolution.

Und schließlich hieße es wohl, eine Weisung Walter Benjamins der religiösen Hülle entkleiden. Wenn er sagt, man müsse um der geschändeten Vorfahren willen sich erheben, nicht für das Glück der imaginären Enkel, müsste das übersetzt werden: Es muss im Bewusstsein der Niederlagen der Kampf angetreten werden, im schärfsten Blick auf die Entstellungen, die bisherige Revolutionäre sich antaten, um ein Jahr oder fünf Jahre oder gar zehn weitermachen zu können. Gerade nicht im fahlen Schein der guten Vorsätze, wir würden im Neujahrschnee anders an die Sache herangehen. Nein, in der Gewissheit, dass unsere Züge nicht weniger entstellt, unsere Hände nicht weniger schmutzig sein werden als die jener, die uns vorangegangen. Aber mit dem kleinen Unterschied, dass wir aufeinander achten wollen, aufpassen, wann es mit uns so weit ist, dann die Narben und Wunden nicht verstecken und zudecken, sondern offen ins Licht halten. Licht der Diskussion, der Überlegung, unter Umständen sogar in der Konsequenz der Notwendigkeit des Rückzugs, ja des Aufhörens.

Soviel und keineswegs umfassend zu Bökes Buch über eine Zeit, die dann die fruchtbarste für künftiges Vorgehen sein wird, wenn sie - wie hier - dem Vergessen und der hochnäsigen Verachtung entrissen wird. So wie sie uns jetzt schon in Zeiten der kämpferischen Hoffnung zurückgeleitete, ohne Verklärung, aber im harten und genauesten Novemberlicht.

**

Die Rezension erschien zuerst im November 2007 auf stattweb.de (Update: kritisch-lesen.de, sfr, 3/2011)

Henning Böke 2007:
Maoismus. China und die Linke - Bilanz und Perspektive.
Schmetterling Verlag, Stuttgart.
ISBN: 978-3-89657-596-8.
214 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Fritz Güde: Maoismus. Erschienen in: Entwicklungen feministischer Politiken. 7/2011, China. 49/2018. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/794>. Abgerufen am: 04. 01. 2019 11:48.

Barcelona. Ein Tag und seine Folgen



Hanns-Erich Kaminski
Barcelona
Ein Tag und seine Folgen

Kaminski schöpft aus den Erfahrungen mit der Revolution 1936 in Barcelona, die sein weiteres schriftstellerisches und politisches Schaffen bestimmen sollten.

Rezensiert von [Fritz Güde](#)

Das Buch "Barcelona. Ein Tag und seine Folgen" wurde zum fünfzigsten Jahrestag der Revolte in Spanien neu herausgegeben - und zwar „aus dem Französischen von Gudrun Hunsche“. Andererseits muss es eine deutsch geschriebene Vorlage gegeben haben, sonst hätte die der neuen Ausgabe eingefügte Vorrede Kaminskis zur französischen Ausgabe keinen Sinn. Nach der Anlage der einzelnen Kapitel ist zu vermuten, dass auf Deutsch zunächst eine Reihe von Aufsätzen für eine Zeitschrift zugrunde lag, die dann von Kaminski selbst für Editions Denoel übersetzt und zusammengefasst wurde. Das Impressionistische der Einzelartikel würde zu dieser Vermutung passen.

Unmittelbar nach Abschluss seiner Einleitung zur französischen Ausgabe 1. Mai 1937 kam es in Katalonien zur „Revolution in der Revolution“ - zum Putsch (oder doch nur Putschversuch) der von der kommunistischen Gruppe bestimmten Gewerkschaftsteile. Damit war es mit dem Aufschwung der anarchistischen Tendenzen vorbei.

Was in diesem Buch wie in dem späteren Kaminski-Werk „Bakounine“ auffällt, ist die Fixierung auf Anschauliche, auf das Bild, das die Ereignisse bieten. Die Analyse tritt weitgehend zurück. Gerade dadurch entsteht eine eindringliche Vorstellung dessen, was die Frühzeit einer sozialen Bewegung ausmacht, die nahezu alle ergreift. So zeigt sich Kaminski schon am Grenzbahnhof Port Bou beeindruckt von all den uniformähnlichen Kleidungsstücken mit verschiedenen Beschriftungen, die erst nach genauem Studium Orientierung ermöglichen. In Barcelona angekommen, erstaunen ihn die mangelnden Hüte der Damen: die einen tragen Kurzhaarschnitt, die anderen Dauerwelle. Die Erklärung des Autors: die Damen, früher mit Hut, wollten nicht als bürgerlich auffallen, sondern sich einreihen in die „Arbeitsfront“.

Am eindrucksvollsten sind die Gespräche mit den Bauern von Dörfern in Gegenden um Barcelona. Alle folgen in der Organisation einem Grundprinzip der anarchistischen Bewegung Spaniens: föderal, nicht zentralistisch. So entwickelt jedes Dorf seine eigenen Formen der Vergesellschaftung - vor allem nach Möglichkeit ohne Geld. Dafür gibt es für alles Gutscheine für alles, die nach Erwägungen des Zentralkomitees eintauschbar sind. Die früher landlosen Bauern bewirtschaften jetzt den Großgrundbesitz und sind - überraschenderweise - allesamt Geldfeinde. Kaminski fragt etwa einen Bauern: Ich möchte meinen Gutschein zum Kinogehen verwenden? - Antwort: Nichts einfacher als das. Du gehst zum Komitee und die geben dir Fahr- und Eintrittsgeld. Kaminski: Jeden Tag? Bauer: Blödmann! Natürlich nur am Wochenende. Sonst wäre das doch Zeitverschwendung!

Die Gesamtheit der immer noch Armen nimmt das gewohnte Leben weiter auf und vertraut völlig den Dispositionen des - von ihnen gewählten - Komitees. Ist das, fragt Kaminski sich heimlich und besorgt, die absolute Freiheit des Einzelnen? Kaminski nimmt das staunend hin: nirgends entdeckt

er den Abscheu, vor jeder Handlung um Erlaubnis fragen zu müssen, der Leute wie mich von jeder höheren Vergesellschaftung bisher zurückgehalten hat. Wenn einem Familie in diesem Zusammenhang schon zuviel ist! Aber auch in der Stadt: die Arbeitslöhne sind überall in Barcelona und Katalonien um fünfzehn Prozent erhöht worden. Von diesem Geldzuwachs wird aber kaum ein großer Küchenschrank gekauft oder mal ins bessere Restaurant gegangen: die meisten, heißt es, zahlten zehn Prozent der Lohnerhöhung für die Kriegskasse.

Welche Art Sozialismus wurde in Barcelona eingeführt? Kaminski unterhält sich mit dem Wirtschaftsminister Kataloniens. Es stellt sich heraus: strenggenommen handelt es sich um einheitliche Vergesellschaftung in der Form, dass Arbeiterräten in jeder einzelnen Fabrik die Leitung übertragen wird - weitgehend bei Einheitslohn. Ehemalige Besitzer, wenn sie was von ihrem Betrieb verstehen, können als Facharbeiter weiter mitmachen. Wer nur Couponschneider war und nichts konnte, behält immerhin das Recht, als Hilfsarbeiter einzutreten. Was im Vergleich zum Sozialismus der Sowjetunion völlig fehlt, ist einheitliches Zusammenwirken in einer gemeinsamen Planung. Das fällt in der Frühzeit nach der Revolution noch nicht so auf, weil offenbar stark mit Vorräten gearbeitet wird. Auch steht die Peseta so tief, dass der Import von Rohstoffen leicht zu teuer wird. Offenbar deuten sich hier aber ernste Probleme an.

Das Begräbnis Durrutis, der bei der Verteidigung Madrids Kugeln erlag, von denen man heute noch nicht weiß, aus welchem Lauf sie kamen, wird zu etwas, das feierlich geplant wurde, aber gerade durch die unerwartete Teilnahme von wirklich allen Bewohnern Barcelonas sich selbst fast verunmöglichte. Die Teilnehmenden drängten zu sehr. Kaminskis eigener Nachruf für den Vorkämpfer:

„Erst am nächsten Tag wurde Durruti begraben. Seine letzte Ruhe wird er in einem Mausoleum finden, das man ihm errichten will. Es wird ein Wallfahrtsort für dieses Volk werden, das um seine Helden trauert, ohne sie zu beweinen, das sie ehrt, ohne jene Sentimentalität, die wir Pietät nennen.“ (S.50)

Beim Begräbnis selbst hatte der Autor nur zwei Personen in Tränen gesehen: die Lebensgefährtin, aber die war französischer Herkunft und eine alte Putzfrau, die Durruti zu Lebzeiten nie zu Gesicht bekommen hatte. Auffällig erinnert Kaminskis letzter Satz an einen aus der Frühzeit der russischen Revolution: „Kein Ruhm den Siegern. Kein Mitleid den Besiegten.“ Der unerbittliche, hart weiterzuführende Kampf steht in der Mitte des Lebens und aller Aufmerksamkeit. Zugleich in Kaminskis Ausdrucksweise (mit „Mausoleum“ und „Wallfahrtsort“) die Bindung an die quasireligiöse Begeisterung, die zugleich überwunden und festgehalten werden soll - festgehalten im Hinblick auf eine andere Welt- schon hier in der unseren.

Leicht befremdet wirkt Kaminski, wenn er auf das Geschick der Frauen zu sprechen kommt in der Umwälzung. Viele andere beschreiben nur den Charakter der in der Miliz mitkämpfenden Frauen, die wirklich frei und männergleich auftreten. Kaminski stößt aber erstaunt auf die verbreitete Sitte, in den Fabriken - aber auch sonstwo - nach Möglichkeit zwei Speisesäle einzurichten - einen für Männer, einen für Frauen. Etwas mysteriös wird das erklärt mit der „spanischen Sonne“, offenbar, um auszudrücken, dass diese leicht über die erregbaren Männer kommen und den Arbeitsprozess stören könne. Deshalb kann das Gespräch mit der spanischen Gesundheitsministerin nicht voll befriedigen. Einerseits ist sie von brunnhildischer Gestalt und durchdringender Stimme. Und würde nie ihr Ministerium betreten ohne den Revolver am Gürtel. Andererseits bejubelt sie den Fortschritt, den sie ganz bürgerlich versteht: Mann und Frau sind gleichberechtigt.

Prostitution und Bordellwesen sind vorübergehende Erscheinungen. Einige Zuhälter mussten übrigens erschossen werden - ohne die Stimme bei der Mitteilung zu erheben. Und die laut ins Gesicht der Schönen geschrienen Komplimente auf offener Straße (piropos), stören die denn gar nicht? Findet denn eine Revolutionärin weniger Gefallen an Schmeicheleien als andere Frauen? Man könnte einwenden: nicht wenn immer zwanzig zuhören! Vor allem wird durch das

Zuteilungssystem in Dorf und Stadt nach Familien die jahrhundertelange Abhängigkeit der Frauen keineswegs aufgehoben, sondern verstärkt. Kaminski hat offenbar schon vor Beginn seiner Niederschrift mit dem Sozialismus russischer Provenienz gebrochen, jedenfalls mit dessen Entwicklung seit Stalins Hochkommen. Der letzte Satz seines Vorworts lautet:

”Nach dem tragischen Niedergang der russischen Revolution steht sie [die spanische, fg] im Zentrum der Aufmerksamkeit einer ganzen Menschheit, die in ihr eine Hoffnung und einen Anfang sieht.” (S. 10)

Im letzten Kapitel greift Kaminski noch einmal auf den Anfang zurück und bestimmt als Grundlage der katalanischen Revolution das Bündnis der beiden Gewerkschaften CNT und UGT zur gemeinsamen Vergesellschaftung der Produktion. In der Folge waren es auch die Gewerkschaften, die die gesamte Produktion und Distribution übernahmen und leiteten.

Ist so etwas dauerhaft möglich? In eine Partei geht man, weil man deren Ziele in Gegenwart und Zukunft unterstützen will. In eine Gewerkschaft normalerweise, um die gegenwärtige Lage zu halten und zu verbessern. Demnach auch, um gemeinsame Stärke zu entwickeln für den augenblicklichen Abwehrkampf. Logisch, dass dann in der Gewerkschaft selbst von vornherein immer verschiedene Zielsetzungen für die Zukunft zusammentreffen, die nur eben zurückgestellt werden. Übernimmt nun Gewerkschaft die Funktion der Partei, muss es über kurz oder lang zu Zerreißproben kommen. Lag darin der Grund für den Niedergang der anarchistischen Gewerkschaftsbewegung in Barcelona ?

Jedenfalls haben wir in Kaminskis Aufzeichnungen ein Werk vor uns, das es im Vergleich durchaus aufnehmen kann mit jenem aus Enzensbergers besseren Tagen ”Der kurze Sommer der Anarchie”, das uns allererst den Namen Durrutis nahegebracht hat.

**

Die Rezension erschien zuerst im Januar 2010 auf stattweb.de (Update: kritisch-lesen.de, sfr, 12/2010)

Hanns-Erich Kaminski 1986:
Barcelona. Ein Tag und seine Folgen. 2. Auflage.
Tranvia Verlag, Berlin.
ISBN: 3-925867-74-0.
202 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Fritz Güde: Barcelona. Ein Tag und seine Folgen. Erschienen in: Entwicklungen feministischer Politiken. 7/ 2011, Revolution. 50/ 2019. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/859>. Abgerufen am: 04. 01. 2019 11:48.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/3.0/de/). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.

